Dekonstruktion des Helden

Der Leipziger Autor Thomas Fritz rollt in seinem neuen Roman die griechische Antike auf

VON CHRISTIAN NEFFE

Die Moral der Geschichte von Dädalus und Ikaros ist simpel: Hochmut kommt vor dem Fall. Für Ikaros bedeutet dieser Fall den körperlichen Tod, für seinen Vater Dädalus den geistigen. Der einst ruhmreiche Erfinder und Ingenieur strandet auf einer Insel und muss seinen letzten Funken Verstand aufwenden, um seinen Sohn zu begraben. Wie konnte es nur so weit kommen? Davon erzählt Thomas Fritz in seinem neuen Roman „Kinder des Labyrinths". Ein Titel, der eine Vielzahl von Deutungen hergibt.

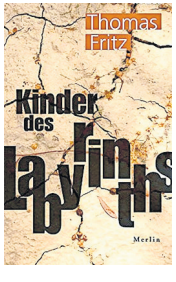
Denn es sind nicht nur die leiblichen Kinder, die die Anti-Helden im Verlauf dieser Geschichte zeugen (und viel zu oft begraben müssen), sondern auch die Kinder im Geiste, genauer: des Erfindergeistes, mit denen Thomas Fritz hier abrechnet. Schließlich bevölkern sie heute die Welt: „Gab es je eine Zeit, die derartig um sich selbst kreiste, hochgetourt und aufgeputscht, kreischend vor Aufregung, lüstern jede Neuigkeit befingernd, um sie erst abzulecken und sich dann in den Mund zu stopfen?", fragt der Erzähler, kurz bevor er seinem Protagonisten – „dieser schmallippige, kleinkrämerische Ingenieur mit seinem verschwitzten, schuldverschmiertem Gesicht" – den Sohn entreißt.

Dass Erzähler und Autor nicht identisch sind, wird einem bereits in der Schule beigebracht. Hier aber gibt sich Fritz ganz offenherzig als Rekonstrukteur der alten Mythen und Sagen zu erkennen, fegt als unheilbringender Schicksalsgott über seine Figuren hinweg. Talos, Dädalus, Minos, Ikaros und auch Theseus, dem Fritz eine Nebenerzählung widmet, die beinahe ein Drittel des 360-seitigen Werkes einnimmt, enden allesamt tragisch: Ihr Übermut, ihre Überheblichkeit fahren irgendwann auf sie hernieder wie die Blitze von Zeus. Dessen olympische Entourage spielt in „Kinder des Labyrinths" keine Rolle, die Handlung bleibt im Wesentlichen eine irdische und menschliche – mit all den Tragödien, Affären und Komplotten, die dazu gehören. Alles ist miteinander verwoben, die Verwandtschaftsverhältnisse sind überraschend eng. Der rote Faden dieser labyrinthisch verzweigten Geschichten führt Fritz und seinen Dädalus von Attika bis nach Kreta, wo er das Labyrinth des Minotaurus errichtet, und zurück aufs Festland.

Thomas Fritz in der LVZ-Autorenarena auf der vergangenen Buchmesse. Foto: André Kempner

Man kennt die meisten dieser Geschichten zumindest ansatzweise: Als mythische Fetzen oder Neuinterpretationen im modernen Gewand – jedoch nicht all die Details und Zusammenhänge, die Fritz hier so wunderbar ausarbeitet und in ein sprachliches Korsett gießt, das eher den Anweisungen eines Theaterstücks denn klassischer Epik ähnelt und damit bestens in die porträtierte Zeit passt. Im Gegensatz zu seinen Figuren ist Fritz sich seiner Menschlichkeit und damit seiner Fehlbarkeit bewusst: Immer wieder spiegelt er die Erkenntnisse im Lichte der Gegenwart, Lücken der Ungewissheit gibt er als solche zu erkennen.

Nach zwei Romanen mit DDR-Thematik traut sich der in Halle geborene und seit den frühen 90ern in Leipzig lebende Autor nun also an die Wiege der westlichen Kultur, an die Blaupause für all die Geschichten, die wir heute im Kino, im Fernsehen oder im Bücherregal finden. Es ist ein mal empathischer, mal tragischer, mal zynischer Abgesang auf die Selbstgefälligkeit moralischer Leuchtfiguren, die Dekonstruktion des Heldenmythos – und dabei unheimlich packend.



Thomas Fritz: Kinder des Labyrinths.
Merlin; 368 Seiten,
24 Euro

Leipziger Volkszeitung, Nr. 79, 5.4.2018, S.10.